

Radio predigt

Rita Bausch

**Niemand muss sich der
Kriegsangst schämen**

Angela Römer

«Wir alle sind verwundbar»

Mt 7,12

Herausgeber:
Katholischer Mediendienst und
Reformierte Medien

R.-katholische Radiopredigt Niemand muss sich der Kriegsangst schämen Rita Bausch, Theologin Arbeitsstelle für kirchliche Erwachsenenbildung Freiestrasse 4, 8570 Weinfelden	3
Evangelische Radiopredigt «Wir alle sind verwundbar» Angela Römer, Pfarrerin Länggassstrasse 70b, 3012 Bern	7

ISSN 1420-0155

Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Bederstrasse 76, 8027 Zürich,
und Reformierte Medien, Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich.
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, der fotografischen
und audiovisuellen Wiedergabe sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten.

Bestellungen und Versand:

Kanisius Verlag, Radiopredigt, Postfach 880, CH-1701 Freiburg,
Telefon: 026 425 87 40, Fax: 026 425 87 43, E-Mail: verlag@canisius.ch.
Erscheint wöchentlich. Einzelpreis sFr. 5.–. Abonnement-Versand monatlich.
Jahresabonnement ab 2002, zirka 90 Predigten in 45 Broschüren, sFr. 52.–;
übrige europäische Länder: € 38.50 bzw. sFr. 56.– (inkl. Porto);
Übersee: € 40.50 bzw. sFr. 59.– (inkl. Porto).

Herstellung: Kanisiusdruckerei AG, CH-1701 Freiburg.

Niemand muss sich der Kriegsangst schämen

Radiopredigten gibt es, seit es das Radio gibt. Sie wollten von Anfang an vor allem ein Dienst sein an den Kranken und an all jenen, die den Sonntagsgottesdienst in der Kirche nicht besuchen konnten. Noch immer ist in vielen Krankenzimmern am Sonntagmorgen das Radio eingeschaltet und die Predigt erreicht Patienten und Patientinnen.

Heute gilt mein Gruss zuerst Ihnen, den Kranken. Ich wünsche Ihnen gute Besserung. Und wenn kaum oder gar nicht mehr gesundheitliche Besserung möglich ist? Dann – dann wünsche ich Ihnen von Herzen von Gott all das, was Sie jetzt von ihm brauchen, damit Ihre Zeit eine gute Zeit, damit Ihr Leben jetzt ein gutes Leben sein möge. Ich wünsche Ihnen von Herzen Menschen, die Sie begleiten, die mit Ihnen Freuden und Sorgen, Lebensmöglichkeiten und Grenzen teilen.

Kranke, Leidende und ältere Menschen sind jedoch nicht nur krank, leidend und alt. Auch zu ihrem Leben gehören all die Ereignisse, die das kleine und grosse Weltgeschehen prägen.

Eines, was viele – fast möchte ich sagen alle Menschen weltweit verbindet, ist zur Zeit die Kriegs-Angst und damit verbunden das Gefühl der Hilflosigkeit.

Seit Monaten erreichen uns täglich Nachrichten von der tragischen Geschichte zwischen den USA und dem Irak. Die Spannung lässt sich nicht auf die beiden Länder und ihre Machthaber reduzieren. Die Spannungen, der Krieg mit und ohne Waffen hat sich schon fest ins Denken, ins Fühlen und ins Reden vieler Leute überall auf der Erde eingeschlichen. Die einen werfen verurteilende, tötende Steine auf die Regierung in Bagdad, allen voran auf Saddam Hussein. Die andern werfen verurteilende, tötende Steine auf die Regierung in Washington, allen voran auf Georg W. Bush. Und es gibt welche, die werfen verurteilende, tötende Steine nach beiden Seiten.

Der Krieg ist im Gang. Sehr, sehr viele nehmen daran teil – nicht nur das Heer von Soldaten, das hüben und drüben für zerstörerische Aktivitäten bereitsteht und herumgeschoben wird. Sie und ich sind daran beteiligt, gewollt oder ungewollt. Was passiert, geht uns an.

Die Erde mit allen Völkern und Kulturen, Rassen und Religionen ist in unserem bewussten Leben schon fast wie zu einem Dorf geworden. Wir wissen, dass das, was *andere* trifft, auch uns miteinbeziehen und treffen wird – auf irgendeine Weise. Wir wissen, dass das, was *wir* tun, für andere Konsequenzen haben wird – auf irgendeine Weise.

Wenn Krieg an vielen Orten auf dieser Erde die Zeit ausfüllt, macht dieses Wissen um Konsequenzen für heute und für die Kinder und Erwachsenen von morgen Angst. Jeder Krieg ist einer zuviel, der Angst macht.

Es muss sich niemand seiner Angst vor Krieg schämen. Niemand muss drüber stehen, wenn sichtbar, hörbar, erlebbar wird, wie Menschen mit andern unmenschlich umgehen, wenn die einen die andern würdelos machen.

Ich glaube, dass dies ein Name der Angst ist: Ich möchte die menschliche Würde nicht verlieren.

Ich möchte sie nicht verlieren durch grosse Kriege. Ich möchte sie nicht verlieren durch kleine entwürdigende Kriege in der Lokalpolitik, am Arbeitsplatz, in der Familie, in der Partnerschaft oder wo immer.

Das Kriegsgeschrei, der zerstörerische Umgang mit Macht, Gewalttätigkeiten und die Entwürdigung der Menschen und der ganzen Schöpfung, das ist das Eine.

Das andere, das uns weltweit ebenso verbindet, ist der Ruf nach Gewaltlosigkeit, nach Respekt und Ehrfurcht voreinander und vor der ganzen Schöpfung; der Ruf nach gutem Umgang mit politischer Macht und nach Frieden.

Es berührt mich und geht mir wirklich unter die Haut, wie sich in dieser Sehnsucht und Notwendigkeit für das Leben Millionen von Menschen seit einigen Wochen solidarisieren – hinweg über Grenzen zwischen Völkern und Rassen, Staaten und Religionen.

Wahrscheinlich kennen Sie die Bewegung auch, die manchmal bei Sportveranstaltungen durch die Reihen der Zuschauenden geht: Wie eine Welle bewegen sich all die Leute auf der Tribüne zu einem ermutigenden Ruf immer wieder ringsum.

Kriege und Gewalttätigkeiten kommen mir nicht wie Sportveranstaltungen vor. Sicher nicht. Doch wie sich die Sehnsucht nach Frieden, der Ruf nach gewaltloser Lösung des Konfliktes zwischen den USA und dem Irak manifestiert, ist wie eine Menschen-Welle, die sich rund um die Erde bewegt. Wie wünsche ich mir, dass diese Bewegung nicht aufhört. Wie wünsche ich mir, dass sie jene mitbewegt, mit hineinnimmt, die an den Schalthebeln der Macht sitzen. Wie wünsche ich mir, dass Sie, und dass wir alle an den Orten, an denen wir Leitungs- und Regierungsmacht haben, die Rufe durch die Millionen-Reihen hören: «Wir sagen Nein!» «Kein Krieg in unserm Namen!» «Krieg ist nicht die Antwort!» «Nicht in Gottes Namen!»

Solche Sehnsuchtsrufe dürfen nicht verstummen. Solche Lichter auf Frieden hin dürfen nicht verlöschen.

Christen wissen sich mit Jesus Christus gerufen, Gewalt nicht einfach mit Gewalt zu erwidern.

Die Erfahrung lehrt es uns schon lange, dass Gewalttätigkeit nicht durch Gewalt überwunden werden kann; dass Böses nicht mit Bösem gut gemacht werden kann; dass kleingemachte Menschen nicht durch weitere Schläge den Frieden und soziale Verantwortung lernen.

Millionen von Menschen stehen rund um die Erde dafür auf: Es muss neue, andere Wege geben, Konflikte zu lösen, Hass abzubauen, Lebensprogramme aufzustellen, Verständigung herbeizuführen.

Wenn es nicht jetzt Zeit dafür ist, einen neuen Umgang zu wagen, wann dann? Wenn nicht christliche einflussreiche Männer und Frauen das Wagnis gewaltfreier Wege mit dem ersten und dann auch mit weiteren Schritten beginnen, wer dann?

Wenn ich jetzt zum Schluss meiner Gedanken noch vom Beten, vom Reden mit Gott spreche, so tue ich dies nicht, damit die

Predigt noch fromm zu Ende kommt. Nein. Ich tue es, weil ich überzeugt bin, dass wir Menschen in West und Ost den Frieden nicht allein schaffen. Wir überwinden zerstörende Gewalt und Hass nicht und nie aus eigener Kraft. Wir bringen tragende Versöhnung nicht allein zustande. Davon bin ich überzeugt. Das gilt für mich auch hinein in viele kleine Kriege an vielen kleinen Orten unseres Lebens.

Und ebenso glaube ich, dass wir Friedens- und Versöhnungswege finden können, wenn wir Gott nach seinem Willen befragen, wenn wir ihn um seine Kraft bitten, wenn wir uns seinem Geist auftun und ihn annehmen.

Beten ersetzt das Tun nie. Doch es gibt dem Handeln die Richtung und die Kraft.

Das Gebet darf um Verzeihung für Böses bitten. Es darf klagen und Wut bei Gott abladen. Das Gebet darf um Kraft für einen neuen Anfang bitten. Es darf die Mächtigen und Entzweiten den Händen Gottes anvertrauen. Das Gebet darf die Not der Hilflosen zu Gott tragen, besonders die Not der Kinder und der Jugendlichen. Ich darf mit Gott auch über meine eigenen Ängste reden.

Ich darf immer und immer wieder sagen: «Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden!»

Das Gebet kann Stille sein – damit wir Gott hören und dann handeln können.

Damit Menschen ihre Würde behalten dürfen – hüben und drüben, damit unsere Erde Frieden finden kann – im Kleinen und Grossen – braucht es betende Menschen – wie eine Wellenbewegung rund um die Erde. Das glaube ich.

B'hüet üs alli – wüekli alli Gott!

«*Wir alle sind verwundbar*»

Mt 7,12

Gerne schliesse ich mich heute am Tag der Kranken meiner Kollegin Rita Bausch an, der wir eben zugehört haben. An diesem Tag gilt ja unsere besondere Aufmerksamkeit und liebevolle Zuwendung Ihnen, den kranken Menschen. Und auch das Thema vom drohenden Irak-Krieg, den wir so gerne abwenden würden, will ich aufnehmen. Ich verbinde die beiden Themen «Krankheit» und «Krieg» und frage mich:

Ist nicht auch der Krieg eine Krankheit?

Lange bevor der Konflikt vielleicht in einen Hightech-Krieg ausbricht, macht er uns krank: Er verstärkt unsere Ängste und vergiftet die Atmosphäre zwischen den Völkern. Er weckt aber auch Gegenkräfte, heilende Kräfte in den Menschen und den Regierungen. Wie soll ich diese Krankheit Krieg beschreiben? Ihre Folgen sind unvorstellbare Zerstörungen der Natur und allen Lebens, Demütigungen, unermessliches Leiden und tausendfacher Tod.

Aber wie entsteht sie, diese Krankheit Krieg?

Sie fängt in unserem eigenen Denken an, nicht nur in den Köpfen von Diktatoren und Weltbeherrschern. Die Krankheit Krieg macht unseren zerstörerischen Umgang miteinander sichtbar. Sie zeigt, wie wir mit dem Leben umgehen. Das Leben, alles Leben, ist zerbrechlich. Menschliches Leben ist verwundbar. Wir alle sind verletzlich, sehr verletzlich. Wir haben einen sterblichen Körper und verwundbare Seelen, jeder Mensch. Aber

es braucht so etwas wie Demut, auch dazu zu stehen, es in das Bild von mir selber aufzunehmen: Ich bin und bleibe als Mensch verletzbar. Und es braucht so etwas wie Weisheit zu sehen, dass das nicht nur für mich, für uns gilt, sondern genauso für die Anderen, für die Fremden, für unsere Feinde. Es verbindet alle Menschen, ja alle lebenden Wesen: Wir sind verwundbar und brauchen Schutz.

Was kann uns schützen?

Wenn wir mit aller Macht versuchen, uns unverwundbar zu machen, bereiten wir so den Boden für den Krieg vor. Wir wollen dann nicht an die eigene Verletzbarkeit erinnert werden, sie ja nicht spüren. Deshalb legen wir uns eine dicke Haut zu, die nichts durchlässt, die alles abwehrt. Wir panzern uns mit Unverwundbarkeit und legen Waffenarsenale an im Namen der eigenen Sicherheit. Das alles gehört zur Vorbereitung eines offenen Krieges. Der Andere ist nicht mehr der ebenfalls Schutz suchende Mitmensch, sondern allein eine Bedrohung für mich. Er wird diffamiert und geschwächt, er muss verwundet und schliesslich getötet werden. Am besten geht das, wenn ich den Krieg Kampf gegen das Böse nenne: Ich kämpfe dann im Namen des Guten, und das bin ich, gegen das Böse, und das ist der Andere. Das Kriegsgeschrei nimmt dann religiöse Dimensionen an: es wird ein Krieg im Namen des eigenen Gottes und der vermeintlichen Freiheit.

Wenn wir Wege der Heilung suchen, gehen wir davon aus, dass der Andere genauso verwundbar ist wie wir. Dann wissen wir, dass auch er sich sehnt nach Bewahrung, dass auch er einen Schutzraum braucht. Als nächsten Schritt benötigt es viel Kreativität, viel Fingerspitzengefühl und die hohe Kunst der Diplomatie, um mit dem Gegenüber ins Gespräch zu kommen und herauszufinden, wie wir unsere gegenseitigen Drohungen abbauen und uns entgegenkommen können. Friede ist nie etwas Einseitiges, nichts, das ich erzwingen oder sogar erbomben kön-

nte. Friede ist ein gemeinsamer Weg; und jeder Schritt aufeinander zu ist schon ein Schritt des Friedens.

Die goldene Regel der Religionen

Der Weg des Friedens ist ein Weg, zu dem alle Religionen einladen. Alle kennen die sogenannte Goldene Regel. Ich zitiere sie in den Worten Jesu aus der Bergpredigt:

«Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das sollt auch ihr ihnen tun; denn darin besteht das Gesetz und die Propheten» (Mt 7, 12).

Mein Wissen um die eigene Verletzbarkeit und die Sehnsucht nach einem guten Leben wird dann zur Richtschnur für mein Verhalten dem Anderen gegenüber: Ich weiss, auch er ist verwundbar, auch er braucht Schutz. Unsere Verwundbarkeit ist nicht nur ein Mangel, ist kein Fehler der Schöpfung, der korrigiert werden muss. Im Gegenteil: Unsere Verwundbarkeit gehört zum Lebendigsein und ist eine Herausforderung an unsere Mitmenschlichkeit.

Verwundbarkeit weckt Zärtlichkeit

Ist es nicht so, dass gerade das Zerbrechliche, Verwundete und Zarte uns anspricht und uns zärtlich stimmt? Wenn wir nicht schon ganz abgestumpft sind, berührt uns doch der aus dem Nest gefallene Vogel oder das schlafende Kind, das junge wehrlose Kätzchen, ja selbst die zarten Mohnblumen, die es jetzt wieder überall gibt – überhaupt all das Schutzlose und Kleine. Wir möchten es zart berühren und ihm den Schutz geben, den es sich selber nicht geben kann. Wer möchte da schon dreinschlagen. Ich denke an die gebrechliche Mutter, jetzt im Rollstuhl mit ihrer zarten, fast durchsichtigen Haut: Wer erinnert sich da noch an alte Streitigkeiten, wer möchte sie nicht vielmehr liebevoll in die Arme nehmen und sanft streicheln? Oder der alte Mann in der

Unterführung des Bahnhofs, der zusammengekauert neben seinen wenigen Habseligkeiten sitzt und dem die Tränen über die faltigen Backen laufen – weckt sein Anblick nicht ganz andere Gefühle als der eines bis an die Zähne bewaffneten Soldaten? Das Zerbrechliche, das Verwundete weckt in uns die Fähigkeit, selber zärtlich und sanft zu sein. Es erinnert uns daran, dass wir zu liebevollem Umgang bestimmt sind. Die Bedürftigkeit des Schwachen berührt uns, und wir möchten wiederum ihn und seinen Schmerz sanft berühren. Und die Liebenden? Ihre Liebe ist doch nur dann möglich, wenn sie sich schutzlos, ja nackt einander anvertrauen. Alles Zarte macht uns zärtlich, steckt uns geradezu an mit Zärtlichkeit. Besonders jetzt in Zeiten des drohenden Krieges müssen wir uns daran erinnern, dass unsere Fähigkeit zur Achtsamkeit und zum behutsamen Umgang miteinander zu den kostbarsten menschlichen Möglichkeiten gehört. Gerade die Verwundbarkeit und Wehrlosigkeit des Anderen fordert uns dazu heraus, einander zu beschützen. Wir alle brauchen von einander diesen liebenden Blick, der uns in unserer Würde bestärkt.

Wie anders wäre die Stimmung in einem Volk, das sich mit dem Gedanken eines Krieges herumschlägt, wenn die Medien vor allem Bilder der Zartheit und Gebrechlichkeit des Feindes zeigen würden. An den Friedensdemonstrationen vor zwei Wochen war das so eindrücklich für mich, das spürbare Mitfühlen mit den Menschen im Irak, nicht mit seinem Regime, wohl aber mit dem Land und dem bedrohten Leben dort. Als hätten wir einen Blick werfen können hinter den Schleier einer irakischen Frau; als hätten wir ihre Sorge gesehen um ihr verhungertes Kind, ihre Angst nachempfunden, bald den Geliebten zu verlieren. Seit diesen grossen Demonstrationen scheint es mir wieder wahrscheinlicher zu werden, dass in unserer Welt das Bedürfnis, einander zu schützen, stärker wird als der Wille, sich durch Gewalt Sicherheit zu verschaffen.

Das Fenster der Verwundbarkeit

Im Kanton Bern läuten jetzt die Kirchenglocken fünf Minuten länger. Der Synodalrat ruft die Gemeinden zum Gebet für den Frieden auf, um gegen den Krieg Widerstand zu leisten und friedliche Konfliktlösungen zu suchen. Lassen Sie uns doch das Gebet unterstützen mit dem sehnlichen Wunsch, dass immer mehr Menschen und ihre Regierungen die Fenster öffnen und einander in ihrer Verwundbarkeit sehen. «Das Fenster der Verwundbarkeit» zu schliessen, das war vor 20 Jahren ein Thema der US-amerikanischen Aufrüstung. Die Theologin Dorothee Sölle hatte damals das Bild aufgenommen: Wenn wir auch das letzte Fenster schliessen, leben wir wie in einem Bunker. Wenn wir den Traum von der Unverwundbarkeit träumen, schotten wir uns mit aller Gewalt vom Licht ab. Wir sitzen im Dunkeln und schneiden uns so vom Leben ab. Ein Fenster zu öffnen macht uns verwundbar. Aber nur so zeigen wir uns als Menschen, auch als Menschen, die Angst haben. Nur so können wir hinausschauen, können wir den Anderen sehen und einander näher kommen. Wo hat der Nachbar ein offenes Fenster? Wo zeigt er sich in seiner Menschlichkeit und Verletzbarkeit? Bei geöffneten Fenstern können wir einander etwas zurufen, ja manchmal sogar einander in die Augen schauen. Gegenseitiges Verständnis und Anteilnahme werden möglich. Der Raum zwischen uns kann sich mit Leben füllen.

Ein Fenster zum Himmel

Ein offenes Fenster ist auch immer ein Fenster zum Himmel, zu dieser anderen Dimension, die dann in unsere Stuben hineinscheint. Wer ein Fenster zum Himmel, zur Religion oder zu Gott offen hat, macht sich verwundbar; so wie Gott selber sich im Menschen Jesus verwundbar gemacht hat. Von ihm können wir lernen, gewaltfreier zu leben. Das Christentum ist für mich eine Religion, in der Gott das aller Verwundbarste ist. Auch er

braucht unseren Schutz. In welche Richtung wollen wir uns bewegen: Wollen wir möglichst viel Sicherheit und geschlossene Fenster haben auf die Gefahr hin, dass wir immer weniger sehen, ja vielleicht sogar blind werden für die wirklichen Gefahren, und stattdessen beginnen, wild um uns zu schießen? Oder wollen wir uns Mut machen, immer wieder ein Fenster zu öffnen und Himmels-Licht und Luft in unsere Stuben und Herzen lassen? Hinauszuschauen, aber auch Einblick zu geben. Wir zeigen uns dann in unserer Verwundbarkeit, aber wir erkennen und respektieren auch die Zerbrechlichkeit des Andern und lernen, sie nicht auszunutzen. Nur so kommt ein Stück Himmel auf unsere Erde.

Das offene Fenster im Krankenzimmer

Doch nun zurück zu Ihnen in den Krankenzimmern: Gilt das Bild vom Fenster der Verwundbarkeit auch für Sie? Körperliches und auch seelisches Leiden verwundet, macht uns schmerzlich bewusst, wie zerbrechlich und endlich wir sind; es macht uns abhängig von liebevoller Zuwendung und dem respektvollen Umgang mit unserer Schwachheit. Da ist es verständlich, wenn erst einmal einige Fenster sich schliessen. Vieles ist nun nicht mehr möglich, und wir müssen vermehrt nach innen schauen. Aber vielleicht gehen dafür andere Fenster auf und erlauben uns eine neue Sicht auf unser eigenes Leben und auf die Welt. Vielleicht werden wir auf dem schmerzhaften Gang durch die Krankheit empfindsamer für das Leiden anderer und als selber Verwundete achtsam für die Verwundbarkeit, aber auch die Schönheit unserer Welt. Ja, vielleicht öffnet sich ja gerade in den Tagen der Krankheit ganz unerwartet ein Fenster zum Himmel.